



Irmgard Rech

Unglücklich die Religion, die Märtyrer braucht

Fragen an die kirchliche Märtyrerverehrung

Wenn es ein eindeutiges Indiz für die Modernität in der Entwicklung der westlichen Zivilisation gibt, dann ist es die Tatsache, dass die Menschen nicht mehr bereit sind, für eine Ideologie, eine religiöse Wahrheit oder für das Vaterland in den Tod zu gehen. Man setzt auf die Werte der Demokratie und des Rechtsstaates und will dafür Überzeugungsarbeit leisten. Bundespräsident Gauck findet dafür bei seiner Rede zum deutschen Überfall auf Polen vor 75 Jahren am 1. September in Danzig die Formulierung: „Weil wir am Recht festhalten, es stärken und nicht dulden, dass es durch das Recht des Stärkeren ersetzt wird, . . . stehen wir ein für jene Werte, denen wir unser freiheitliches und friedliches Zusammenleben verdanken.“

Märtyrer als Leitbild für Soldaten

Einzustehen für die freiheitlich-pluralistische Demokratie, nicht für sie zu sterben oder andere dafür in den Tod zu schicken, dieses Wollen bewahrt unsere Politiker davor, auf Putins widerrechtliche Annexionspolitik mit kriegerischer Sprache zu reagieren. Im 2. Weltkrieg hat Hitler die Vaterlandsliebe missbraucht und Soldaten in einen Vernichtungskrieg geschickt, in dem sie als „Helden“ gefallen sind. Die katholischen Bischöfe haben bei der Heldenverehrung geholfen, indem sie in ihrem Hirtenbrief von 1943 der „toten Helden“ gedachten, die „in ihrem Herzen größte Liebe hatten“. Für diesen Heldentod im Kampf gegen den Feind galt das himmlische Lohnversprechen genauso wie für den Märtyrer. Es klingt nach Todesversessenheit, wenn sie schrieben: „Deutschland muss leben, auch wenn wir sterben.“ War hier nicht der Märtyrer zum Leitbild des Soldaten geworden? Sein Tod für den christlichen Glauben wurde als Bluttaufe verstanden, der sofort zur Seligkeit führt. Für beide, für den im Krieg gefallenen Soldaten wie für den Märtyrer wurde der Begriff „Held“ gebraucht. Noch nach dem 2. Weltkrieg, als der Heldenbegriff längst anrüchig geworden war, erschien 1958 von A. Hamman (O.F.M.) das Buch „Das Heldentum der frühen Märtyrer“.

Verfolgte Christen wollen leben, nicht sterben

Heute, da in Syrien und im Iran durch die fundamentalistisch gesteuerte, märtyrerbereiten IS-Terroristen eine Christenverfolgung furchtbaren Ausmaßes stattfindet, kommentiert M. Drobinski in der SZ vom 30./31. August: „Die Christen dort wollen keine Märtyrer sein, anders als viele ihrer Vorgänger im alten Rom, die sich im heiligen Eifer vor hungrige Löwen knieten. Sie wollen schlicht leben, ohne beraubt zu werden, ohne Todesangst zu haben um ihre Kinder und sich. Doch sie werden nun Opfer der Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte in der Region und der Welt.“

In diesem Kommentar setzt sich ein Journalist gegen alle Fundamentalisten, die weiterhin Märtyrer brauchen, für das Menschenrecht ein, „anders zu glauben – oder eben gar nicht“. Und das tut er mit einer nüchtern sachlichen Sprache, die weit weg ist von jeder christlich verbrämten Todes- und Märtyrerverklärung. Es gilt, die Religionsfreiheit als zivilisatorische Errungenschaft zu werten, die „gegen die Macht und Gewalt der Kirchen“ erkämpft wurde. Den Christen wird gesagt, dass Jesus gerade für dieses Menschenrecht mit seinem Leben bezahlt habe. Damit ruft er ins Bewusstsein, dass im christlichen Westen lange Zeit „Andersgläubige benachteiligt“, zu ergänzen wäre, verfolgt und getötet wurden. Zu vergessen sei auch nicht, dass „europäische Kolonialherren“ - zu ergänzen wäre auch Missionare – Grundlagen

für „die heutigen Religionskonflikte“ gelegt haben. Gegen jedes christliche Überlegenheitsbewusstsein muss resümiert werden, Christen haben durch Verfolgung von Gewaltherrschern den Märtyrertod erlitten. Das hat die offiziellen Führer der Kirche aber nicht daran gehindert, selbst Abweichler vom vorgeschriebenen Glaubensbekenntnis und Anhänger anderer Religionen, vor allem die jüdischen Glaubens, zu verfolgen und zu töten. Da fragt es sich, ob die Märtyrer für diese Kirche gestorben sind?

Religionsfreiheit als neue Zuordnung von Wahrheit und Freiheit

Inzwischen wird auch von katholischen Theologen die Erklärung über die Religionsfreiheit des II. Vatikanischen Konzils als vielleicht bedeutendster theologischer Fortschritt gepriesen. Darin geht es um eine neue Zuordnung von Wahrheit und Freiheit. Wahrheit darf nicht mehr wie in den vielen Jahrhunderten davor auf Kosten der Gewissensfreiheit bestimmt werden. Demnach darf niemand gegen seinen Willen zur Annahme eines Glaubens gezwungen werden. Dabei bekennt das Konzil zum ersten Mal, dass in der Vergangenheit die Kirche selber gegen die Religionsfreiheit verstoßen hat mit der Inquisition und der Verurteilung von Häretikern zum Tode. Seitdem müsste gerade die Glaubenskongregation aufgrund ihrer Verbrechen in der Vergangenheit auf jeden Fall bemüht sein, sich mit überzogenen Wahrheitsansprüchen zurückzuhalten und sich für mehr innerkirchliche Freiheit einzusetzen.

Martyrium nicht mehr Beweis göttlicher Wahrheit

Ferner ist es heute ebenso angebracht, im Lichte dieser Konzilserklärung über die Religionsfreiheit die Märtyrerverehrung der Kirche zu überdenken. Von den christlichen Apologeten wurden die Märtyrer der Frühzeit als Nachweis für den göttlichen Ursprung des Christentums verwendet. Keine andere Religion habe durch die Jahrhunderte so viele Märtyrer hervorgebracht, die für die Wahrheit des christlichen Glaubens gestorben seien, wird auch heute mit Stolz festgehalten. In der Liturgie erlangten die Märtyrer den Vorrang vor allen übrigen Heiligen. Von ihnen erhoffte man sich mehr Gnaden und eine wirksame Fürsprache, wodurch ein weitverzweigter Reliquienhandel mit oft gefälschten Märtyrerknochen prächtig gedieh. Von Missionaren ist bekannt, dass sie in sich eine Sehnsucht nach dem Martyrium nährten und Martyrien als ein wirksames Mittel der Glaubensverbreitung in den Missionen angesehen haben.

Die theologischen Lehrsätze über das Martyrium haben bei den Gläubigen nicht wenig zu einem heiligen Furor beigetragen, sich nach ihm zu sehnen. Während im NT das Wort *martyres* für die Apostel im rein juristischen Sinn als Zeugen des Lebens und Wirkens Jesu gebraucht wurde, erhielt es nach dem Tod der Apostel erst die Bedeutung „Blutzeuge“. Seitdem gilt das Martyrium als höchster Akt der Liebe und als vollkommene Angleichung an Christus und wurde so zum sicheren Weg zur ewigen Seligkeit. Jesus selber wie nach ihm seine Anhänger lebten in der Endzeiterwartung, in der die Bereitschaft, Glaubenskämpfe zu führen und sein eigenes Leben dabei nicht zu schonen, sehr hoch war. Glaube war immer mit einem intoleranten Wahrheitsanspruch verbunden. Hinzu kam, dass im hellenistischen Weltbild die physische Existenz von geringem Wert war.

Martyrium aus freier Gewissensentscheidung

Die Toleranz ist erst eine Errungenschaft der Neuzeit. Mit der Erklärung zur Religionsfreiheit hat sich auch die Kirche zur Toleranz verpflichtet. Wer mit dem Anspruch auftritt, im Besitz absoluter ewiger Wahrheit zu sein, verweigert sich jedem Dialog mit anderen Religionen oder Weltanschauungen, schreckt wie alle fundamentalistischen Ausleger religiöser Lehren vor Gewalt nicht zurück und braucht heldenhafte Märtyrer. Solange es in der Welt solche Fanatiker der Intoleranz noch gibt, wird es keinen Fortschritt geben, wenn auch Märtyrer Wahrheitsfanatiker sind. Ein Martyrium sollte nur aus freier Gewissensentscheidung angenommen werden und nicht für Dogmen und Gesetze einer Religion

oder aus einer himmlischen Lohnerwartung. So haben die wenigen katholischen Kriegsdienstverweigerer im Nationalsozialismus die Hinrichtung auf sich genommen allein aus ihrem christlichen Gewissen heraus für eine freie Welt ohne Krieg. (Vgl. den Artikel von Johannes Schmitt)

Von dieser modernen Erkenntnis ausgehend darf bei der Märtyrerverehrung nicht mehr die Wahrheitsbeglaubigung triumphalistisch herausgekehrt werden. Gefragt werden muss dagegen, ob die Kirche im Sinne der jesuanischen Botschaft vom kommenden Reich Gottes in der Welt wirkt, für die sich Märtyrer mit einem überzeugenden Leben eingesetzt haben. Die katholische Kirche hat in ihrer Hierarchie noch manche fundamentalistisch ausgerichteten Hardliner, die sich dem Aufruf des II. Vatikanischen Konzils verweigern, die Botschaft Jesu in die heutige Welt zu transformieren. Nun haben wir in Franziskus einen Papst, der diesen Hardlinern nicht offen entgegentritt, der aber auf seinen Reisen und in seinen Reden dialogbereit auf die Menschen zugeht und dadurch eine Transformation alter dogmatischer Standpunkte einleitet.

Papst Franziskus und das Erbe der koreanischen Märtyrer

Das lässt sich gut an seiner Koreareise beobachten. Er hat dort 124 Märtyrer selig gesprochen. Die zwischen 1791 und 1866 Hingerichteten wurden auf riesigen Bildschirmen in ihren alten koreanischen Trachten gezeigt. So stärkte er das Selbstbewusstsein einer Kirche, die stark am Wachsen ist. Fragt man nach Gründen für diesen massenhaften Märtyrertod (mehr als 10.000 Katholiken starben ihres Glaubens wegen), erfährt man, dass es die dogmatisierte Göttlichkeit Jesu war, die sie dazu trieb, ihm und den Lehren der Kirche mehr zu vertrauen als den Lehren des Konfuzius. In Konflikt gerieten sie vor allem mit der traditionellen Ahnenverehrung. Aus diesem blutigen Zwist mit der einheimischen Kultur und Religion entnimmt Franziskus das für unsere heutige Welt so notwendige Vermächtnis: Das Erbe der Märtyrer kann alle Männer und Frauen guten Willens anregen, in Eintracht für eine gerechtere, freiere und versöhnte Gesellschaft zu arbeiten. Steckt in dieser Botschaft nicht eine Absage an jede Wahrheitskonfrontation und der Appell, statt dessen nach einem versöhnten Zusammenleben der verschiedenen Glaubensgemeinschaften wie aller Nichtglaubenden zu streben, um gemeinsam für die Gerechtigkeit und den Frieden zu arbeiten. Für die Kirche stellt der Papst Christus wieder an die erste Stelle, der uns bittet, an der Seite der Notleidenden zu stehen.

Versöhnte Zusammenarbeit auch innerhalb der Kirche

Aber Papst Franziskus muss sich fragen lassen, wie ernst ihm sein Appell an versöhnte Zusammenarbeit auch in der Kirche selber gilt. Er muss, weil Kirche Licht in der Welt sein soll, dafür sorgen, dass die Erklärung zur Religionsfreiheit in ihren Konsequenzen für mehr Freiheit theologisch und rechtlich ausgearbeitet wird, insbesondere für mehr Rechte der Laien und für das Recht der Frauen auf Ämtergleichheit. Der in menschlichen Gesten und Worten so erfinderische Papst müsste um seiner eigenen wie der Glaubwürdigkeit der Kirche willen sich zuallererst mit den Frauen versöhnen, die ein prophetisches Zeichen gesetzt haben, indem sie ihrem Gewissen gefolgt sind und jetzt schon – contra legem – als katholische Priesterinnen im Geiste Jesu an vielen Stellen der Welt den notleidenden Menschen dienen.